

TIMM KRUSE



EIN
MANN
EIN
BOARD

A man in a grey long-sleeved shirt and dark shorts stands on a white and orange stand-up paddleboard (SUP). He is holding a black paddle with a red blade. The board is positioned in front of the word "BOARD" in the title.

MIT DEM SUP
DIE DONAU RUNTER



DELIUS KLASING

Es gibt Abschnitte, an denen ich wie über eine schlingende Wiese fahre. Seegras wabert in der Strömung, und meine zerkratzte Finne reißt ganze Büschel mit sich. Dann muss ich bäuchlings nach hinten ans Heck kriechen und die Finne von dem Zeug befreien – erstens bremst das Seegras, zweitens reagiert das Brett schlechter in der Strömung, wenn die Finne nicht frei ist. (Foto 20)

Immer wieder tauchen goldfarbene Inseln in der Donau auf. Ich würde dort gern einmal übernachten, habe aber Angst, dass das Wasser über Nacht steigen und mich wegspülen könnte. Oder ist die Donau so perfekt reguliert, dass es nur noch in Ausnahmefällen Hochwasser gibt? Haben die Begradigungen und künstlichen Flussbetten die Gewalten der Natur komplett im Griff? Durch die vielen Schleusen und Wehre müsste sich der Wasserstand der Donau millimetergenau pegeln lassen. Doch ganz im Griff werden wir Menschen die Natur nie haben – zum Glück.

Noch vermisse ich unsere Zivilisation nicht. Mein Zelt reicht mir als Schlafstätte. Geschirr, ein festes Dach, Wasserklosetts oder elektrischen Strom brauche ich nicht. Die Nächte sind so kurz, dass ich auch kein Licht benötige. Bis 10 Uhr abends ist es so hell, dass ich draußen noch lesen könnte – was wegen der Mücken nicht geht. Doch in meinem Zelt habe ich Ruhe vor den Biestern und eine Gemütlichkeit, die es in keinem Haus geben kann. Zum Glück gibt es beleuchtete E-Reader, sodass ich ein 80 Gramm schweres Gerät mit hunderten von Büchern dabei habe.

Viele Freunde haben mir gesagt, dass sie mich um meine Tour beneiden. Ich weiß, dass sie die Nähe zur Natur meinen. Den Ausstieg aus dem Arbeitsalltag und die Freiheit. Was sie nicht bedenken sind die Strapazen, die nassen Klamotten, die Ungewissheit. Die Einsamkeit, die kalten Nächte.

Das Leben der anderen sieht immer leichter aus als das eigene.

Ich bin ständig hellwach. Ich weiß nie, was hinter einer Kurve lauert, wie ich das nächste Wehr überwinde, wo ich schlafe, wo ich Nahrung kaufen kann, was das Wetter bringt. Jeder Flussmeter zwingt mich in die Gegenwart. Meine Gedanken schweifen fast nie ab. Ich bin ständig präsent und nie entspannt. Das ist der große Unterschied zur Komfortzone, in der sich jeder auskennt, in der man keinen Eventualitäten begegnet. Der Gegensatz zu der Welt, in der alles durchgeplant ist.

Das Problem ist nur, dass wir unsere Komfortzone auf räuberische Weise ausgebaut haben. Wir fahren riesige Autos, leben in überteuerten Anberwohnungen, besitzen Kühlschränke groß wie Kleiderschränke und kaufen mehr Kleidung im Jahr als Menschen vor hundert Jahren in ihrem ganzen Leben. Wir verschicken täglich mehr Nachrichten als

unsere Ahnen in drei Generationen. Wir leben freiwillig in einem riesigen Menschen-Zoo, weil es uns in der freien Wildbahn zu gefährlich geworden ist. Und wenn jemand mal für zwei Monate den Zoo verlässt, bekommt er von seiner Familie Mails voller Sorge, von seinen Kollegen ein Kopfschütteln und von den meisten Menschen die Ferndiagnose »verrückt«. Wir sind schon so lange Käfiginsassen, dass unsere Spezies völlig vergessen hat, dass sich das wahre Leben außerhalb des Käfigs abspielt.

Gestern fragten mich Fußgänger am Ufer, wo ich denn hinwolle mit so viel Gepäck. Als ich sagte »Ins Schwarze Meer« schlug die Frau die Hände vor dem Mund zusammen, als hätte ich ihr gerade glaubhaft den Weltuntergang prognostiziert.

Häufig winke ich Anglern oder Spaziergängern zu. Nur die wenigsten winken zurück. Meist schauen sie schnell zur Seite, als würden sie auf keinen Fall Kontakt zu dem Humanoiden auf seinem neuartigen Sportgerät haben wollen. Alles Neue macht Angst. Alles Fremde erst recht. Die Menschen hier sind nicht fremdenfeindlich. Sie sind fremdenängstlich. Die Feindlichkeit ist der nächste Schritt.

Auf einer Umtragestelle steht plötzlich eine Band. Sie spielen Lieder von den Rolling Stones und winken mir zu. Wieder kommt das Forrest-Gump-Gefühl in mir hoch. Meine Eitelkeit ekelt mich an. Aber dieses Mal stimmt es sogar – ein bisschen. The Anythings finden mein Abenteuer so toll, dass sie mir ein Ständchen spielen. Jetzt erinnere ich mich auch, dass mir der Sänger eine Nachricht auf Facebook geschickt hat. Ich hatte ihm gesagt, dass ich nach drei, vier Tagen durch Scheer paddeln würde. Wenn er mich auf dem GPS verfolgt, könnte ein Treffen klappen.

Ich gehe an Land, wippe ein bisschen im Takt mit den Hüften und singe bei »Dead Flowers« von den Rolling Stones laut mit. (Foto 21) Danach umarmen wir uns spontan. Der Sänger ist einer von diesen Typen, die mir sofort vertraut vorkommen. Wie ein alter Freund. Einer, dem ich mich nicht erklären muss. Der meine Lebensart schätzt und vermutlich ebenfalls ein unkonventionelles Leben führt. Auch ein Abenteuerer, der sich das Leben ein bisschen schwerer macht, als es sein müsste. Der aber seine Kraft aus den Unwägbarkeiten zieht und erhobenen Hauptes durchs Leben geht.

Die Band hat Zuschauer angelockt. Eine Frau – um die 60, seltsam vertraut tuend, als kennten wir uns schon lang, mit Hund – gratuliert mir zu der hervorragenden Idee, Europa auf dem SUP durchqueren zu wollen. Aber ich solle aufpassen, dass nicht zu viele Ausländer die Donau hochkommen. Genug sei genug.

»Ich habe nichts gegen Ausländer«, sage ich konsterniert.

»Genug ist genug«, sagt sie noch einmal. Ich frage mich, was »genug« bedeuten soll und wovor sie Angst hat. Sind hier zu viele Ausländer gelandet? Gibt es in diesem Nest

überhaupt Ausländer? Hat sich die Frau je mit Ausländern unterhalten?

Ein Bandmitglied hat Bier aus einer benachbarten Kneipe geholt – für mich sogar ein alkoholfreies. Wir stoßen an – auf die Freiheit, den Rock 'n' Roll und auf das Leben.

Die Frau, für die kein Bier mitgebracht wurde, verabschiedet sich und drückt mir »alle Daumen und die Zehen noch dazu«. Wie freimütig sie ihre Angst vor Ausländern äußert, zeigt, dass dieses Thema in ihrem Freundes- und Bekanntenkreis zum Alltagsgespräch gehört. Ich frage mich, wie weit diese Angst in dieser Region verbreitet ist. Als die Frau gegangen ist, ärgere ich mich, dass ich mich nicht länger mit ihr unterhalten habe. Wie soll ich ihre Ängste verstehen, wenn ich nicht nachhake? Aber in diesem Moment war die Band wichtiger.

Leider sind die Bandmitglieder für später verabredet, sodass ich den Abend allein verbringe. Es ist 20:30 Uhr, und im ganzen Dorf gibt es kein einziges offenes Restaurant mehr. Lediglich ein Dorfgasthof etwas außerhalb hätte noch warme Küche. Ich beschließe, in eine Kneipe zu gehen, Salzstangen zu essen und das Champions-League-Finale zu gucken. Als es 3:1 für Real steht, gehe ich zurück in mein Zelt, stinke entsetzlich nach Rauch, trage eine seltsame Unruhe in mir und stelle nach einer halben Stunde mit Entsetzen fest, dass meine aufblasbare Isomatte jetzt schon, nach 20 Minuten, platt ist. Das Loch muss noch größer geworden sein.

Mitten in der Nacht versuche ich, die Matte mit einem Fahrradflicken zu reparieren. Doch das Loch befindet sich genau am Rand, und meine Flicker wollen dort nicht halten. Auch der Kleber, um mein SUP zu reparieren, haftet nicht vernünftig auf der Matratze. Ich verbringe also die Nacht auf einer platten Matte und wache mit schmerzenden Hüft- und Schulterknochen auf.

TAG 5, ROTTENACKER–ULM

Rottenacker, 48°13'51.0"N 9°39'42.9"E /

Ulm, 48°23'17.8"N 9°59'08.2"E

Im Moment bin ich reicher als die meisten Menschen um mich herum – reicher an Zeit und reicher an täglicher Erfahrung. Während ich mein Leben diesem Reichtum anpasse, schwirren die seltsamen Reaktionen meiner Freunde und meiner Familie durch meinen Kopf. Einige bewundern mich für die Tour, andere beneiden mich. Viele, die länger über mein Abenteuer nachdenken, interpretieren meine zunehmende Freiheit als Kritik an ihrem eigenen Lebensstil. Als würde meine Sicht auf unsere Gesellschaft ihre eigenen Werte in Frage stellen. Bevor sie ernsthaft überlegen, etwas an ihrem Leben zu ändern – zum Beispiel weniger arbeiten, weniger konsumieren, weniger saufen, weniger sorgen, weniger schwarzmalen – stecken sie mich in die Vagabunden-Schublade, zu den Unverantwortlichen und Egoistischen.

Dabei versuche ich niemanden zu bekehren. Ich freue mich über jeden, der nicht aussteigt. Sonst wäre die freie Welt von Vagabunden überlaufen und die Donaustrände so überfüllt wie der Ballermann in den nordrheinwestfälischen Sommerferien.

Meine Reise unterliegt keiner Ideologie. Ich will auch keine sozialen Missstände aufzeigen oder gesellschaftliche Kritik üben. Ich will keine Politik machen oder für etwas kämpfen. Ich will einfach nur meine Freiheit genießen.

Jeder soll sein Leben leben. Die, die mich kritisieren, sollen mich ebenfalls mein Leben leben lassen. Diese Reise ist mein ganz persönliches Abenteuer, das ich gern mit der Welt teile.

Es geht auf dieser Reise nur um mich – genau wie es den Menschen in meiner Umgebung nur um sich selbst geht. Jeder arbeitet, um sein Leben voranzubringen; auf welche Weise auch immer. Ich reise, um das gleiche Ziel zu verfolgen. Ich bereichere mich und mein Leben mit den unzähligen Möglichkeiten und Geschichten der Donau.

Ich packe meine Sachen zusammen und stelle mit Entsetzen fest: meine Sonnenbrille ist verschwunden. Die gute, polarisierende, 300 Euro teure. Ich könnte mich selbst verfluchen. Wie konnte das passieren? Wo habe ich sie abgenommen und liegenlassen? Vielleicht bei

Rosis Schankwirtschaft gestern Nachmittag? Ich muss den Fußweg auf mich nehmen – auch wenn ich mir sicher bin, die Brille dort nicht abgesetzt zu haben.

Rosi hat keine Sonnenbrille gefunden. Ich verfluche mich und meine Schludrigkeit, wandere den langen Weg zurück, spanne mein SUP auf den Karren und ziehe schlechtgelaunt an einem Wehr vorbei in einen kleinen Fluss, der in die Donau führt.

Mein Tagesziel ist Ulm – fast 50 Kilometer. Ab Ulm ist es erst einmal vorbei mit der natürlichen Donau.

Meine Sonnenbrille vermisste ich heute nicht: Es nieselt fast ununterbrochen. Der Fluss hat Gänsehaut. Trotzdem SUPe ich im T-Shirt und barfuß. Mir ist seltsam warm, obwohl ich von Natur aus ein Frostkötel bin.

Auf einer Brücke steht plötzlich Peter Jung, der Sänger der The Anythings, macht ein paar Aufnahmen und winkt mir zu. Es tut gut, eine bekannte Seele in dieser Einsamkeit zu sehen. Keine Minute später bin ich seinen Blicken entschwunden und hinter der nächsten Biegung. Die Strömung der Donau ist so stark, dass ich nicht anhalten kann.

Nach einer langen Passage durch einen finsternen Forst verlasse ich die Berge und den dschungelartigen Wald und gelange über eine lange Kurve ins Flachland. Vor meinem Bug steigt eine kleine, zischelnde Welle hoch. Die Donau hat sich hier in sandigen Boden gefräst und fließt fast ohne Strömung weiter. Willkommen in einer völlig neuen Welt! Der wilde Bach ist plötzlich gezähmt.

Nach einem gewaltigen Wehr gelange ich in einen Kanal und paddele gegen den Wind Richtung Ulm. Die Brücken hier sind teilweise bloß 30 Zentimeter hoch, sodass ich mich flach aufs Brett legen muss und mich am Gestänge unter den Überführungen voranziehe. Warum die Behörden hier überall Lebensgefahr-Schilder anbringen müssen, bleibt mir ein Rätsel.

Ich frage mich, wie viele Sehenswürdigkeiten und hübsche Orte ich an mir vorbeiziehen lasse, ohne von ihnen Notiz zu nehmen, ohne sie überhaupt zu sehen, weil sie hinter Anhöhen oder Wäldern liegen. Wie viele Sagen und Geschichten verpasse ich? Wie viele Menschen, wie viele Wunder, wie viele Schauspiele? Doch ich werde alles erleben, was ich erleben soll. Es wird genug sein für eine so lange Reise.

Auf einer weiteren Brücke steht ein Vater mit seiner Tochter. Sie winken mir schon von weitem zu. Als ich bei ihnen ankomme, ruft der Vater begeistert, dass er meine GPS-Position genau im Internet verfolgt habe und mich unbedingt live erleben wollte. Er verfolge alles im Internet, poste meine Bilder und Filme und habe sich online schon ein